

Grauzonen der Wohnungslosigkeit

Ein Expertinneninterview mit Hannah Wolf

geführt von Annabell Lamberth und Alina Wandelt

83

Annabell Lamberth: *Liebe Hannah, vielen lieben Dank, dass du dir die Zeit nimmst, um mit uns zu sprechen! Du befasst dich ja schon seit einiger Zeit mit dem Thema Wohnungslosigkeit in Berlin und London und arbeitest auch an einer Dissertation, die sich mit den Lebenswelten wohnungsloser Menschen befasst. Vielleicht könntest du kurz erzählen, wie es überhaupt dazu kam, dass du zu dem Thema forschst und auch, was du in diesem Kontext genau machst.*

Hannah Wolf: Die Geschichte, wie ich zum Thema Wohnungslosigkeit gekommen bin, ist tatsächlich sehr persönlich. Eine

Person aus meinem nahen Umfeld ist in Berlin zwangsgeräumt worden – nachdem sie über zwanzig Jahre lang in derselben Wohnung gewohnt hat. Das war so eine Verquickung aus verschiedenen Umständen. Die Bezüge vom Jobcenter wurden zu spät überwiesen, dann haben die Vermieter direkt die Kündigung ausgesprochen und einen Räumungstitel veranlasst. Die Geschichte danach, d.h. wohnungslos sein und in Notunterkünften übernachten, das habe ich direkt mitbekommen. Und ich habe dann gedacht: Das kann nicht sein, das kann nicht rechtens sein. Ich habe dann angefangen zu recherchieren. Wo ist die

Lücke, wo kann man Widerspruch einlegen? Dann habe ich gesehen, nein, es war alles rechtens. Im Laufe dieses Prozesses habe ich dann auch erfahren, welche Institutionen und welche rechtlichen Rahmenbedingungen greifen, welche städtischen und staatlichen Stellen potenziell involviert sind. Nicht nur in Bezug auf wohnungslos werden, sondern auch im Fall von aus der Wohnungslosigkeit heraus befördert werden sollen. Also das ganze Netzwerk aus staatlichen Stellen, aus freien Trägern, aus sozialen Wohnhilfen, aus Sicht der konkreten Sozialarbeiter*innen und natürlich den wohnungslosen Menschen selbst, die wiederum auch ein Netzwerk aus Unterstützung, manchmal aber auch Konkurrenz miteinander eingehen.

Dieses ganze Geflecht habe ich durch eine persönliche Geschichte kennengelernt und mich dazu veranlasst mich damit beschäftigen wollte. Das hat mir natürlich auch den Feldzugang total erleichtert. Als Angehörige durfte ich in eine Einrichtung zu Besuch kommen, ich durfte beim Einziehen mithelfen und war dann mal drinnen in den Notunterkünften. Ansonsten ist das nämlich eine ziemlich große Hürde, da reinzukommen. Denn die sozialen Träger – auch wenn sie ein großes Interesse daran haben, dass zu Wohnungslosigkeit geforscht wird – können natürlich nicht einfach so über den privaten Bereich der Bewohner*innen entscheiden. Das war so der Anfang.

Alina Wandelt: *Du hast gerade von einem ganzen Netzwerk von Institutionen gesprochen, die dabei involviert sind. Welche Institutionen sind das denn eigentlich genau?*

HW: Meist ist für das Thema Wohnungslosigkeit nicht eine einzelne Stelle, sondern ein ganzes Geflecht unterschiedlicher Akteur*innen zuständig. Charakteristisch sind da sogenannte public private partnerships. Das sind private Unternehmen, die aber aus öffentlichen Geldern finanziert werden – und sich deshalb auch um diese öffentlichen Gelder bewerben müssen. D.h. bei den privaten Trägern der sozialen Wohnhilfe gibt es auch einen gewissen Erfolgsdruck. Dazu habe ich eine Reihe von qualitativ empirischen Expert*inneninterviews geführt, mit Menschen, die da arbeiten und die mit entsprechenden Vorgaben umgehen müssen und Menschen innerhalb von sechs Monaten aus dem System wieder rausbekommen sollen. Es müssen also bestimmte Quoten erfüllt werden, um Fördergelder zu erhalten. Dann gibt es in Berlin auf Senatsebene die zentrale Fachstelle für soziale Wohnhilfe, die auch mit den privaten Trägern in Kontakt ist und gleichzeitig auch ein individuelles Gesprächs- und Beratungsangebot für Wohnungslose oder von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen anbietet. Auf der Verwaltungsebene zuständig sind die Sozialämter der jeweiligen Bezirke. Wenn man sich das Rechtssystem anschaut, kommen dazu noch bun-

” Meist ist für das Thema Wohnungslosigkeit nicht eine einzelne Stelle, sondern ein ganzes Geflecht unterschiedlicher Akteur*innen zuständig.

desrechtliche Vorgaben. Außerdem auf Stadt- und Bundesebene immer noch lokale Regelungen. Von den Menschen, die an diesen Stellen arbeiten, wird diese Verflechtung als ziemlich positiv betrachtet. „Das ist so toll, wir sind so vernetzt!“. Aus Sicht der Verwaltung sind diese starke Vernetzung und die etablierten Kommunikationswege zwischen den unterschiedlichen Stellen ein großer Fortschritt. Auch die Strategiekonferenz zur Wohnungslosenhilfe, bei der sich die Beteiligten vernetzen sollen und die vor Kurzem zum sechsten Mal stattgefunden hat, ist aus dieser Sicht ein Erfolg (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales 2023). In der Erfahrung wohnungsloser Menschen stellt sich das teils anders dar. Hier übersetzt sich die starke Verflechtung der Zuständigkeiten für Betroffene in Gefühle des Nicht-Wissens, an wen sie sich wenden sollen, der Ohnmacht des Ausgeliefertseins. „Für das Anliegen, müssen Sie sich an eine andere Stelle wenden“ usw. Die eigentlich sehr umfassende Erfahrung von Wohnungslosigkeit wird so ganz stark fragmentiert. Einige meiner Interviewten haben das als Zustand beschrieben, in dem sie sich als individuelle Personen gar

nicht mehr gesehen fühlen. Und auch der Zeitaufwand für die unterschiedlichen Anträge ist enorm.

AW: *Mit wem hast du für deine Forschung eigentlich genau gesprochen? Und was für Formen der Wohnungslosigkeit schaust du dir genau an?*

HW: Angefangen habe ich in einer Notunterkunft für Frauen, in der ich über meinen persönlichen Kontakt schließlich auch Kontakt zu anderen Bewohner*innen herstellen konnte. Über eine formale Anfrage habe ich dann auch ein Interview mit dem Träger auf Leitungsebene geführt und an Veranstaltungen des Arbeitskreises Wohnungslosigkeit in Berlin teilgenommen. Diese Veranstaltungen sind öffentlich, sodass ich dort Menschen, die in der sozialen Wohnungshilfe arbeiten, einfach direkt ansprechen konnte. In einem anderen Fall hat sich die Vermittlung über einen Sozialarbeiter ergeben, der für mich den Kontakt zu einem Klienten hergestellt hat. Denn der Fall, dass man in einer temporären institutionellen Unterkunft unterkommt, ist ja nur eine Spielart von Wohnungslosigkeit. Darüber

Hannah Wolf

Hannah Wolf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie an der Universität Potsdam. Sie hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie und Philosophie in Wien und Frankfurt/Main studiert, außerdem Soziologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Potsdam. Sie ist assoziiertes Mitglied im Sonderforschungsbereich 1265 „Re-Figuration von Räumen“ und forscht in ihrem Dissertationsprojekt zur Genese, Dynamik und Erfahrung von Wohnungsnot. Im Jahr 2020 wurde sie mit dem Preis für exzellente Lehre der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät ausgezeichnet. Zuletzt ist von ihr der Beitrag „Trying as hard as I can – Narratives of Failure and Success in the Experience of Housing Insecurity“ in der Zeitschrift *Human Arenas* erschienen.



© Tobias Hopfgarten

hinaus habe ich mit Obdachlosen, auf der Straße lebenden, Menschen gesprochen. Auch jene habe ich einfach angesprochen beziehungsweise eigentlich haben sie mich einfach angesprochen. Ganz klassische Situation – ob man mal einen Euro hat. Wenn man will, kann man dann ins Gespräch kommen. Gerade das waren aber Situationen, die mir sehr nahe gegangen sind. ‚Nur‘ Forschen geht hier weniger gut. Eine andere Form der Wohnungslosigkeit ist das unsichere Wohnen, d.h. immer mal wieder über eine Unterkunft verfügen, an sich also kein Problem damit haben, ein festes Dach über dem Kopf zu haben. Dieses feste Dach ist aber eben mal

drei Tage hier, dann wieder eine Woche dort. Diese Personen sind immer on the move, wohnen also prekär beziehungsweise ortsungebunden. Gerade solche Situationen fallen aus der Statistik häufig raus, dabei trifft gerade dieser Zustand auf sehr viele Menschen zu. Nimmt man die Definition der Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe in Deutschland zur Grundlage, beginnt Wohnungslosigkeit bzw. von Wohnungslosigkeit bedroht sein, wenn es sich um keinen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum handelt. Dies schließt auch Personen mit ein, die zur Untermiete oder zur Unter-Untermiete wohnen oder ihr Wohnverhältnis nur

per Handschlag begründet haben. Laut Definition sind all diese Menschen wohnungslos, weil sie sich im Zweifelsfall nicht auf eine rechtliche Grundlage beziehen können. Soweit es möglich war, habe ich die Interviewpartner*innen in den jeweiligen Wohnumgebungen befragt. Gerade Menschen, die in Notunterkünften untergebracht sind, sind aber auch sehr viel unterwegs, müssen für unterschiedliche Anträge zu unterschiedlichen Ämtern, zum Jobcenter, zum Sozialamt. Diese habe ich teilweise einfach begleitet. Beim Mitkommen, quasi der Feldforschung unterwegs, habe ich sehr viel über ihre jeweilige Lebensrealität erfahren können. Auch Personen, die noch in ihrer eigenen Wohnung waren, aber schon die Eigenbedarfskündigung im Briefkasten hatten, habe ich zu Hause besucht, um zu verstehen, wie die Veränderungsprozesse genau ablaufen, die mit der Entmietung verbunden sind. Beispielsweise was es bedeutet sich von der eigenen Wohnung zu verabschieden. Zu vielen habe ich heute immer noch Kontakt. Gerade in diesen Fällen – sozusagen in der Grauzone der Wohnungslosigkeit – fand ich es spannend zu erfahren, wie sich diese grundlegende Erfahrung der Unsicherheit bemerkbar macht, welche Strategien es im Umgang gibt und welche Auswirkungen dies auf Vorstellungen von ‚Zuhause‘ und Wohnen ausübt.

AW: *Welche Strategien sind dir dabei begegnet?*

HW: Das Spektrum ist riesig. Wenn ich es anhand zweier Pole beschreiben müsste, stünde an einem Ende die Strategie, die eigene Wohnungslosigkeit zum Projekt, zur Herausforderung, zur Aufgabe zu machen, die individuell bewältigt werden muss. Inklusive Erfolgsgeschichten von „ich habe es geschafft“, einem Herauskommen aus eigener Kraft und „ich bin da stolz drauf“. Demgegenüber steht am anderen Ende des Spektrums eine starke Resignation: die Vorstellung, sein Schicksal einfach annehmen zu müssen. Das wirkt sich auch auf Zukunftserwartungen aus, so dass permanente Wohnunsicherheit als Normalzustand antizipiert wird. Die Vorstellung, dass es eine Alternative dazu gäbe oder dass es so wie es ist, nicht richtig ist, tritt dann in den Hintergrund. Die Zuschreibung, selbst schuld zu sein, wird hier stark wirksam. Gerade in Großbritannien, d.h. einem nationalstaatlichen Kontext, in dem sich schon viel früher, viel stärker individualisierende Tendenzen finden, tritt das in den Erfahrungsberichten von Wohnungslosen noch deutlicher hervor. In vielerlei Hinsicht ist Großbritannien eine nation of homeowners. Hier gehört es – in der Vorstellung zumindest – eigentlich mit dem 20 Lebensjahr schon dazu, die Hypothek für das eigene Haus zu haben. Die Zuschreibung eines individuellen Scheiterns steht hier deshalb stärker im Vordergrund

als in Berlin, wo ja traditionell nicht nur häufiger zur Miete gewohnt wird, sondern auch viel stärkere Mieter*innenbewegungen präsent sind. Gleichzeitig zeichnen sich sowohl in Berlin als auch in London in den letzten Jahren auch gegenläufige Tendenzen ab. In London nimmt die Zahl derjenigen, die zur Miete wohnen, stetig zu. In Berlin, eine Stadt die lange durch einen hohen Anteil an zur Miete wohnenden Menschen gekennzeichnet, steigt wiederum der Anteil an Eigentümer*innen – wobei es sich da größtenteils nicht um private Wohneigentümer*innen handelt. Diese Veränderungen interessieren mich, wobei ich zu den strukturellen Veränderungen des Wohnungsmarktes über meine Forschung natürlich nur begrenzt Aussagen treffen kann. Mich interessiert aber, welche Vorstellungen von ‚Zuhause‘ oder Verortung vorherrschen und wie diese biografisch eingebettet sind. Ich habe deshalb auch gezielt nach Wohnbiographien gefragt – um rekonstruieren zu können, wie sich diese Vorstellungen äußern.

AL: *Welchen Sinn schreiben wohnungslose Menschen dem ‚Zuhause‘ denn zu?*

HW: Auch das ist natürlich sehr unterschiedlich. Denn es ist ja auch nicht gesetzt, dass für alle Menschen das ‚Zuhause‘ bei den Eltern immer ein Ort der Stabilität war. Für manche Menschen ist das Wohnen beziehungsweise das ‚Zuhause‘ schon immer schwierig oder anstrengend gewesen und

damit auch ein negativer Ort, von dem man irgendwie weg wollte oder musste. Auch vor so einem biografischen Hintergrund hat die Erfahrung von Wohnungslosigkeit, unsicherem Wohnen oder Wohnungsnot aber dennoch eine andere Qualität. So oder so tauchte das Thema ‚Zuhause‘ in einem Großteil der Interviews in irgendeiner Form auf. Ein Interviewter begrüßte mich zum Beispiel mit der Floskel „Da ist die Küche, fühl dich ganz wie zuhause“ – im Interview stellte sich dann aber heraus, dass er sich in der Wohnumgebung eigentlich gar nicht zuhause fühlte. Obwohl er zu diesem Zeitpunkt bereits seit fast einem Jahr in dieser Wohnung mit eigenem Mietvertrag gewohnt hat. Er hatte es also, nach anderthalb Jahren eigentlich aus Wohnungslosigkeit heraus ‚geschafft‘, begegnete der Wohnung aber weiterhin mit einem extremen Misstrauen. Das sprachliche Bild, in dem er mir dies kommuniziert hat, lautete ungefähr: „Das ist, als ob du dir einmal die Finger verbrannt hast und nun immer wieder Angst hast“. Emotional hatte er sich nicht niedergelassen und auch materiell war alles, was in der Wohnung war, sehr provisorisch. Interessanterweise spielen diese Dimensionen und die Frage danach, wie sich Menschen ‚zuhause‘ fühlen in der sozialen Arbeit mit den Klient*innen keine große Rolle. Da geht es in erster Linie um einen Mietvertrag, eine Meldeadresse, sichere Wohnverhältnisse. Was ‚Zuhause‘ für Menschen bedeutet, ist aber sehr bedeutsam, auch wenn die

Bedeutungsvielfalt dessen, was als ‚Zuhause‘ verstanden wird, sehr unterschiedlich ist. Mal steht im Kern ein Territorium, ein Rückzugsort oder ein Schutz vor der Außenwelt, mal Beziehungen, über die ein Zuhause überhaupt erst hergestellt werden kann.

AW: *Hat diese Dimension auch was mit deiner Konzeption von Wohnen als einem „multidimensionalen Forschungsgegenstand“ zu tun? Was meinst du damit genau?*

HW: Wohnen hat sehr viele Dimensionen. Zum einen ist es eingebunden in rechtliche Rahmenbedingungen. Dann gibt es einen materiellen Kontext des Wohnens; gebaute Wohneinheiten, was auch immer sozio-materiell ist, und dann ist Wohnen auch eine Praxis und besteht aus den Tätigkeiten und Handlungen, die zum Wohnen dazugehören. Dadurch kommt auch eine zeitliche und räumliche Dimension mit rein. Wohnen ist damit nicht nur auf die Wohnung beschränkt. Wohnen bestimmt auch Rhythmen des alltäglichen Handelns. Aber auch Ideale, teils auch Ideologien darüber, was ‚richtiges‘ Wohnen ist, spielen als Dimension mit rein. Zum Beispiel im IKEA-Katalog, in dem dann illustriert wird: Das ist ein ‚richtiges‘ Wohnzimmer – von diesen Idealen kann sich zwar auch bewusst abgegrenzt werden, als sozio-kulturelle Referenz bleiben sie aber in jedem Fall bestehen. Diese Dimensionen hängen teilweise auch zusammen. Das

wird beispielsweise am Konzept der sogenannten Wohnfähigkeit sichtbar, dass insbesondere junge Menschen in betreuten Wohnkontexten betrifft. Sie lernen dort richtig zu wohnen. Überprüft wird das von Sozialarbeiter*innen, die prinzipiell jederzeit vorbeikommen können, um zu schauen: Ist hier aufgeräumt, hast du deine Wäsche gewaschen, hast du einen regelmäßigen Tagesablauf. Dafür gibt es keine explizit festgelegten Kriterien, sondern diese Prüfungen finden in einem Betreuungsverhältnis statt, was unterstützen soll, welches aber zwangsläufig auch ein Disziplinierungsverhältnis ist. Schon mit dem Begriff Wohnfähigkeit wird affirmiert, dass es ein richtiges Wohnen gibt – und ein davon abweichendes, falsches Wohnen. Auch hier spielen starke Idealisierungen des Wohnens eine Rolle und auch Otherring-Prozesse werden sichtbar: Menschen, die ‚von Natur aus wohnen können‘ in Abgrenzung zu Personen, die erstmal beweisen müssen, dass sie es können.

AW: *Lass uns in diesem Kontext nochmal auf die rechtlichen Rahmenbedingungen zu sprechen kommen. In Berlin ist das Thema Wohnungslosigkeit in den letzten Jahren etwas sichtbarer als in anderen Städten. Im September 2021 hat der Berliner Senat den „Masterplan zur Überwindung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales, 2021) vorgestellt. Was steht in dem Plan und wie schätzt du die Maßnahmen ein?*

HW: Einer der wichtigsten Punkte ist sicherlich, dass die vielen verschiedenen Stellen, die aktuell mit Wohnungs- und Obdachlosigkeit befasst sind, zukünftig beim Amt der Bürgermeister*in angesiedelt werden sollen. Den Begriff der Querschnittsaufgabe wiederum finde ich in diesem Zusammenhang total wichtig, weil das bedeutet, dass die Prävention und Bekämpfung von Wohnungsnot als Maßgabe für im Grunde alle Politik- und Verwaltungsbereiche gilt. Wie das in der Praxis umgesetzt wird, ist nochmal eine andere Frage. Das andere ist die Priorisierung von Housing First Ansätzen gegenüber anderen, an Bedingungen geknüpften Vermittlungswegen. Das finde ich auch richtig. Auch die Statistik, d.h. die Erfassung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit, soll stärker institutionalisiert werden, wobei das ein zweischneidiges Schwert ist. Einerseits ist das wichtig, um die Sichtbarkeit und eine gewisse Awareness für Wohnungslosigkeit zu erhöhen. Für politische Entscheidungen ist das als Datengrundlage sehr wichtig. Zahlen sind da die Währung, die zählt. Andererseits sind der Obdachlosenzählung, die im Sommer 2021 zum ersten Mal stattgefunden hat, keine direkten Maßnahmen (z. B. der Ausbau von Notunterkünften) gefolgt. Außerdem entziehen sich einige Obdachlose bewusst dieser Statistik – u.a. aus Angst vor Abschiebungsverfahren. Das Misstrauen gegenüber jeglicher Art von staatlichen Stellen ist hier teilweise sehr

hoch. Weibliche Obdachlosigkeit läuft auch stärker unter dem Radar. Und auch die Grauzone von Wohnungslosigkeit wird über solche Zählungen natürlich nicht erfasst. Im dem Plan geht es aber nicht nur darum, Menschen aus der Wohnungs- und Obdachlosigkeit zu holen, sondern auch darum, Wohnungslosigkeit zu verhindern. Wenn sich ein sogenannter Wohnungsnotfall ankündigt, sollen die zuständigen Stellen viel schneller reagieren und tätig werden. Mietrückstände sollen so zum Beispiel innerhalb von zehn Tagen wieder nachgezahlt werden können, sodass der eigentliche Mietvertrag dann nicht in Gefahr gerät. Und wenn das klappt, ist das ein sehr effizientes Mittel. Aber es gibt aus Vermieter*innensicht auch andere Wege – wenn ich jemanden raushaben möchte – Formen der strategischen Entmietung, z.B. durch Bauarbeiten, wo dann Wasser oder Strom abgedreht wird, oder durch andere Formen von „Schikane“. Ganz viele Fälle der Grauzone von Wohnungslosigkeit werden durch den Plan insofern gar nicht berührt. Die großen Antworten darauf sind: man muss die Spekulation mit Wohnraum kontrollieren. Man muss eine Mietpreideckelung wieder einführen – und zwar nicht für einen kurzen, begrenzten Zeitraum, sondern dauerhaft und tatsächlich gekoppelt an die realen Einkommensverhältnisse der Bewohner*innen der Stadt. Und das sind aber natürlich alles Punkte, die werden es nicht in den Masterplan von Berlin schaffen. Hier kommen nicht nur

unterschiedliche Dimensionen, sondern ganz unterschiedliche Ebenen ins Spiel. In Berlin sind dies in den 1990ern das Ende der Wohngemeinnützigkeit – der Sinkflug sozialer Wohnungsbaugenossenschaften, die seitdem Rendite machen konnten und auch mussten. Diese Bewegung hin zur Profitabilität führte dazu, dass Wohnungen mit sozialer Bindung nicht mehr bereitgestellt wurden. Und das sind alles Entscheidungen, die gefallen sind, als es in Berlin noch viel Leerstand gab. Zudem gab es überall noch die Möglichkeit umzuziehen und noch günstig zur Miete zu wohnen, aber auch günstig Wohneigentum zu erwerben. Wie das so ist, werden die Konsequenzen dieser Entscheidungen eben erst 10 bis 15 Jahre später spürbar. Das sind langfristige Prozesse, die sich nicht durch eine einzelne Maßnahme beheben oder rückgängig machen lassen. Da gibt es nicht das eine Heilmittel. Meiner Einschätzung nach kann die Idee einer neuen Wohngemeinnützigkeit, die ja politisch auch schon breite Zustimmung erfährt, ein ganz wichtiger Hebel sein. Wenn Wohnen als Grundrecht und gesellschaftliche Aufgabe betrachtet wird, dann sollten die Bestrebungen sein Wohnraum dem Spekulations- und Finanzmarkt zu entziehen, und zu demokratisieren.

AL: Liebe Hannah, vielen Dank für das interessante Gespräch!

LITERATUR

Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (2023). *Strategiekonferenzen zur Wohnungslosenhilfe*. <https://www.berlin.de/sen/soziales/besondere-lebenssituationen/wohnungslose/strategiekonferenzen/>

Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales (2021). *Sozialsenatorin Elke Breitenbach zum Masterplan zur Überwindung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit bis zum Jahr 2030: ‚Wir brauchen einen solidarischen Pakt mit der Stadtgesellschaft!‘*. [Pressemeldung]. <https://www.berlin.de/sen/ias/presse/pressemitteilungen/2021/pressemitteilung.1122451.php>

Das Interview wurde von **Annabell Lamberth** und **Alina Wandelt** in Präsenz geführt und editiert. Lektoriert wurde es von **Michelle Giez** und **Andreas Schulz-Tomančok**.